

# Serzensirren.

Roman von Dr. med. C. Sanoor.

(Fortsetzung.)

Dann taumelte Frelz hinaus in den Garten, nach dem Morgen. Wie ein Betrunkener schwankte er die Straße entlang; erst als er in den inneren Stadt umgebenden Anlagen auf eine Bank niedersank und der noch immer während niederrieselnde Regen ihm das Gesicht beschaute, kam er zur Besinnung. Mit der Ernüchterung kam aber gleichzeitig die Erkenntnis seiner verwerflichen Lage über ihn. Er sah schlechterdings keinen Ausweg, um sich aus seiner pekuniären Klemme zu befreien, und soviel er auch grübelte, er fand keine Möglichkeit, die große Ehrenschuld in den wenigen Tagen einzulösen zu können; es sei denn, daß er schamlos die Fabrik verkaufte.

Das war ein Gedanke, der ihn wieder ein wenig aufstülpte. Ja, freilich! Aber das war rascher gedacht als gethan. In den paar Tagen verkaufte sich ein solches Objekt nicht so leicht.

Die Kirchenuhr schlug schon sieben, als Frelz Webedamp den Platz seines Vaterhauses am Marktplatz betrat. Auf der Treppe begegnete ihm seine Mutter.

Bestürzt sah die Frau Senatorin in das fahle, übermüdete Gesicht ihres Sohnes. „Frelz! Du?“ sagte sie stutzend; „woher kommst Du denn zu dieser Stunde?“

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen,“ entgegnete er verdrießlich, „und bin deshalb ein wenig an die Luft gegangen, aber meine Kopfschmerzen haben sich nicht gebessert.“

„Ich erwarte Dich gleich am Kaffeetisch,“ sagte Frau Webedamp; „Du kannst Dich dann nachher noch einmal niederlegen.“

Frelz brummte etwas Unverständliches. Eine halbe Stunde später sah er seiner Mutter am Frühstückstisch in ihrer Wohnstube gegenüber.

„Bedenke Frelz, Frelz!“ sagte die Senatorin, indem sie ihm eine Tasse reichte. „Du hast die Nacht nicht geschlafen, fastest Du. Nun wohl, das glaube ich Dir; Du bist aber nicht in Deinem Bette gewesen. — Wo warst Du?“

Frelz zögerte eine Minute. „Wir hatten eine kleine Kneipe arrangirt; es wurde allerdings sehr spät; ich habe aber wirklich noch einen langen Spaziergang gemacht.“

„Ich will Dir keine Vorwürfe machen, Frelz,“ entgegnete die Mutter, „aber Du weißt, wie man beratliche Ausschreitungen in einer Kleinstadt beurtheilt. Du solltest Dich schon aus Geschäftsrückichten in Zukunft davor hüten. Du kommst heute Morgen nun auch nicht in die Fabrik!“

„Nein!“ Die Senatorin seufzte. „Mit Corilla ist es seltsam,“ sagte sie gedankvoll. „So lange ich mit ihm rede und er mir Aug' in Auge gegenübersteht, vertraue ich ihm unbeding; aber irgendwie er von mir geht, kommen mir Zweifel, ob er unser rückhaltloses Vertrauen auch verdient.“

„Er ist der größte Halunke unter der Sonne!“ fiel Frelz der Mutter ins Wort.

Frau Webedamp setzte hastig ihre Tasse nieder. „Ist das Dein Ernst?“ fragte sie erbleichend.

„Mein vollkommener Ernst; ich durchschaue ihn schon lange; er arbeitet in seine Tasche; unsere Interessen sind ihm ganz schnuppe!“

„Wenn du das schon lange wußtest, ist es eine nicht zu verzeihende Fahrlässigkeit von dir, daß Du ihm Dein Geschäft anvertraust!“ rief die Senatorin aufstehend, indem eine zornige Röthe ihre Wangen überzog. „Auf Deine Verantwortung hin wurde er engagirt. — Du hastest dafür. Und deshalb solltest Du doppelt auf dem Posten sein, anstatt ihn allein in der Fabrik schalten und walten zu lassen, wie es ihm beliebt. Denn daß er die Zügel des Betriebes in Händen hält und Du wie eine Kugel daneben her gehst, ist mir leider Gottes schon lange klar!“

Frelz zuckte die Achseln; er hörte taum, was seine Mutter sprach; seine Gedanken weilten ganz wo anders.

Frau Webedamp athmete heftig, offenbar in großer Erregung. „Das Geschäft verliert er aus dem Grunde, davon habe ich mich überzeugt,“ fuhr sie fort. „Vielleicht siehst Du auch zu schwarz; es müssen gerade in letzter Zeit große Summen eingekommen sein. Da fällt mir übrigens etwas ein, was ich schon lange sagen wollte: Ich ließ mir vor einigen Monaten, unmittelbar vor Deiner Ankunft, Du weißt, zu welchem Zweck, eine größere Summe von Gottfried Theodor und verbrauchte baldige Rückzahlung. Daß es bisher noch nicht zurückgefordert wurde, ist mir außerst peinlich. Bitte, ordne diese Angelegenheit doch recht bald.“

„Wird schlecht gehen,“ bemerkte Frelz trocken, „ist augenblicklich nichts in der Kasse. Der Bücherwurm wird das Geld auch kaum nötig haben; er soll ja Geld wie Heu besitzen. Wer beerdt ihn eigentlich, wenn er unbewußt bleibt?“

„Mir natürlich! Aber solche Erwägungen sind vorläufig überflüssig; selbst wenn er sich nicht verheiratet, kann er uns vor seinem Tode noch zehnmal enterben. Er sieht noch in den besten Jahren, ist kaum anzufangs derwärtig. Ja, er ist reich!“ fuhr die Senatorin leuchtend fort; „jetzt will ich Dir

noch einen Vorschlag machen, Frelz,“ setzte sie dann plötzlich resolut hinzu. „Du müchtest reich betrahten; das würde Dir wieder grünlich auf die Strümpfe hellen!“

„Ich habe eine Antipathie gegen die Weiber!“ erwiderte der junge Mann. „Die müchtest Du zu besiegen suchen! Hast Du auf Holmgarten's Feste Elsa Golbing gesehen, die einzige Tochter des Senators Golbing? Sie ist gerade aus der Schweizer Pension gekommen, ein nettes, junges Ding; ich glaube, Du hast mit ihr getanzelt!“

„Entsetze mich nicht!“ schrie Frelz. „Weißt Du, woran ich schon gedacht habe, Mama? Es wäre vielleicht das Beste, wenn wir die Fabrik verkaufen!“

Die Senatorin fuhr so jäh von ihrem Sitz empor, daß Frelz unwillkürlich bestunnte. „Die Fabrik verkaufen? Unsere Fabrik, deren Fortbestehen und Aufblühen ich die beste Kraft meines Lebens gewidmet habe? — Unsere Fabrik, in der unsere Existenz wurzelt, die ich mit Aufbietung aller meiner geistigen und physischen Kräfte in den langen schweren Jahren hochgehalten — für Dich hochgehalten habe! — Die Fabrik sollten wir verkaufen, damit Andere die Früchte meiner langjährigen Thätigkeit einheimen? Nimmermehr! Nie gebe ich dazu meine Zustimmung! Ich glaube, Du bist von Sinnen, daß Du so Etwas nur auszusprechen vermagst!“

„Vorläufig bin ich nur sehr müde,“ sagte Frelz, sich erhebend. „Bis nachher, Mama! Ich gehe jetzt schlafen.“

Die Senatorin antwortete nicht; sie hatte die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände gestützt. Der weiße Aermel ihres dunklen Morgenkleides lag über dem immer hübsch geformten Arm der Dame sehen, an welchem Armabänder von schwarzem Zei schimmerten.

Frelz schätzte Augen hasteten momentan interessiert auf den anspruchlosen Schmuck. „Warum trägst Du eigentlich nicht Deine Brillanten, um die Dich früher alle Neugierigen beneideten?“ fragte er leichtsin. „Ich habe sie auf dem famosen Fest nicht an Dir bemerkt!“

Die Senatorin hob die Augen mit einem seltsamen Blick zu ihrem Sohne auf. „Wo sind sie?“ sagte sie langsam. „Sie sind dahingegangen, wo die ganzen Einnahmen unserer letzten Jahre hingegangen. Ich habe sie alle verkauft und Dir den Erlös geschickt; sie waren nicht das schwerste Opfer, was ich Dir gebracht habe.“

Frelz schrie, schwerfällig stolperte er zur Thür hinaus und in sein Zimmer. Dort warf er sich, nachdem er sich rasch entkleidet hatte, auf sein Bett. Aber zu schlafen vermochte er trotz seiner Ermüdung nicht. Während seine Lider sich über die glanzlosen Augen senkten, arbeiteten seine Sinne und Gedanken fieberhafter als zuvor.

Die hingeworfenen Bemerkungen seiner Mutter gaben seinen Empfindungen wieder eine andere Richtung. Also von dieser Seite war nichts mehr zu erhoffen. Alles war fort, sogar die werthvollen Familienbrillanten, auf welche die Mutter immer so stolz gewesen war. Na, über geschehene Dinge ging man am besten zur Tagesordnung über, sagte er sich und wandte sich desto nachdrücklicher der greifbaren Wirklichkeit zu, der in nächster Nähe greifbaren Wirklichkeit. Er dachte wieder an seinen Vetter Gottfried Theodor, der das fünfjährige alte Mädchen hatte und es doch gar nicht zu verwenden verstand, das Geld und das schöne Mädchen dazu!

Frelz' Gedanken rasten wie toll geworden durcheinander; seine Zähne knirschten, und als er langsam die Lider von seinen Augen hob, funkelte etwas Unheimliches darin, etwas, das an das grelle Licht des Wahnsinns erinnerte. Wie ein blutrother Nebel zog es um ihn herum; er sah plötzlich nichts als Spinnen, große, graue, scheußliche Spinnen, die an den Wänden umherkrabbelten und dann auf seine Bettdecke kamen. Und er hatte doch gerade vor Spinnen eine beinahe kindliche Furcht.

Mit einem Satz war er aus dem Bett und tauchte den Kopf in das gefüllte Waschbecken. Das brachte ihn für Minuten wenigstens zur Besinnung; aber ruhiger ward er dadurch doch nicht. An seine Geldverlegenheit und die Einkünfte seiner Ehrenschild dachte er in diesem Augenblick inebd kaum; seine Gefühle wurden momentan von einem tödlichen Haß gegen den Vetter beherrscht, von tödlichem Haß gegen Gottfried Theodor und von einer rasenden wahnsinnigen Eifersucht. Wenn der Philister plötzlich fürle!

Frelz richtete sich auf, kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, ein furchtbarer Gedanke hob in seiner Seele das Haupt. Für eine Sekunde Dauer suchte er vor der Ungeheuerlichkeit des Gedankens zurück, dann aber sagte er ihm näher ins Auge, und je länger er sich mit ihm beschäftigte, desto mehr verschloß er für ihn von seiner Schrednis. Der Wahnsinnstrahl war verfliegen; sein Gehirn arbeitete plötzlich mit rastloser Geschäftigkeit. Ein häßliches Lächeln lag auf seinen Lippen; auf seinen Wangen brannte unnatürliche Röthe.

Als Frelz sich eine Viertelstunde später abermals niederlegte, sank er in einen kurzen, bleischweren Schlaf. Er hatte den Ausweg gefunden, nach dem er spter bis zum Fieberwahnsinn gesucht hatte, einen unheimlichen Ausweg!

12.

Es war noch früh am Morgen; die Kirchenuhr schlug eben sechs. In Frieda's Stübchen war schon Alles sauber und geordnet, die Fenster standen offen und ließen den frischen Morgenluft der Rosenpracht hereinwehen. Eine Anzahl eben geschnittener Blumen, an deren Kelchen noch der glühende Diamantstaub des Thaues schimmerte, lag auf dem Tisch und über einer Stuhllehne hing ein großer Strauß mit frischem Grün und weißen Rosen, den Frieda bereits in ganz früher Morgenstunde gewunden hatte. Heute war der Geburtstag ihrer Mutter.

Frieda sah in ihrer einfachen, peinlich akkuraten Morgenkleidung vor dem Tisch und las in einer Anzahl vergilbter Blätter. Sie hatte vorhin in den kleinen Andenken der verstorbenen Mutter, die sie wie theure Reliquien aufbewahrte, gefunden und dabei war ihr ein Kästchen mit Papieren, anscheinend Briefen, die sie bis dahin kaum bemerkt hatte, in die Hände geraten.

Halb aus Neugier, halb aus wirklichem Interesse hatte Frieda eins der losen Blätter gelesen und zu ihrer Ueberraschung keine Briefe, sondern Tagebuchaufzeichnungen der Mutter aus deren Mädchenzeit und den ersten Jahren ihrer Ehe gefunden. Bei den Papieren hatte ein wenigiges Schächtelchen gelegen, das bis dahin ebenfalls ihrer Aufmerksamkeit entgangen war und in dem in rosa Watte ein zierliches goldenes Ringlein mit einer großen Perle ruhte.

Sinnend hielt sie das niedliche Schmuckstück eine Weile in der Hand; dann kam ihr plötzlich eine Erinnerung. Diesen Ring hatte die Mutter bis zu ihrem Tode an dem Ringfinger der linken Hand getragen; sie entsann sich noch, daß die Leichenfrau der Todten ihn erst in Sorge von der Hand gezogen hatte. Sie hatte damals noch lebhaft dagegen protestirt. Die böse Frau sollte der toten Mutter nicht das schöne Ringlein nehmen; aber die Hand hielt sich durch das Kind nicht davon abhalten lassen.

„Es wäre ja eine Schande, den schönen Ring mit in die Erde vergraben zu lassen!“ meinte die Leichenfrau gemeint. „Den bekommst Du noch mal, wenn Du größer bist. Weist dann schon froh sein, solch feines Andenken von der toten Mutter zu haben!“ Darauf war der Ring verwahrt worden. Seitdem hatte Frieda dieses Kleinod nicht wieder gesehen, und nach Kinderart hatte sie auch nicht mehr daran gedacht. Jetzt stand ihr mit einem Male Alles wieder lebhaft vor dem Gedächtniß.

Mit tiefer Mühseligkeit betrachtete sie den schmalen Reif, der noch die erlaskten Hände der theuern Todten geschmückt hatte; sie zog ihn an die Lippen und küßte ihn. Dann las sie die Tagebuch-Einträge der Verstorbenen.

Angelika Langemann schilderte darin ihre Kinder- und Mädchenjahre in dem stillen Vaterhaus. Viel war von dem eintönigen Tagesgang der damaligen Zeit nicht zu berichten; aber sie hatte eine eigene Gabe, auch das kleinste, unscheinbarste Ereigniß poetisch zu verklären, und so lasen sich ihre Aufzeichnungen angenehm und anziehend. Dann tauchte der Name Gottfried Theodor Hansen auf. Mit der ganzen ihr eigenen Herzenswärme und der tiefen Innerlichkeit ihres feinsinnigen Wesens schilderte die Verstorbene das kleine Herzchen, dessen Handlung mit jenem Geburtstag einsetzte und dessen Glück mit jenem Frühlingabend nach Gottfried's Examen seinen Höhepunkt erreichte. Dann grüßte sie ihm; ihr junges Herzchen quoll über von Bitterkeit und Empörung, weil er, wie sie annahm, durch den Einfluß seiner Mutter, sich treulos von ihr abgewandt und sie verlassen hatte. Der erste herbe Schmerz sties jungen Lebens und mit ihrem Stolz zugleich eine Leidenschaft des Empfindens in ihr, wie man sie dem zarten, kaum den Kinderjahren entwachsenen Mädchen wohl schwerlich zutrauen hätte.

Er war stiller als sonst; mit keinem Worte verrieth er, was in ihm vorging. Gedachte er der Todten? Nichts deutete darauf hin. Nach dem Frühstück ging er aus und kehrte erst gegen Mittag heim.

Am Tage nach dem Fest bei Holmgarten war es zwischen dem Professor und Frieda zu einer Aussprache über den Vorgang am Weiser gekommen. Er hatte sie offen gefragt, und sie hatte ihm ebenso offen und unumwunden geantwortet, indem sie schlicht und wahr den Vorgang erzählte. Die Folge davon war gewesen, daß der Professor noch am selben Tage einen Brief an die Senatorin Webedamp schrieb, in dem er mit bürren, aber bestimmten Worten erklärte, daß er auf einen ferneren Verlehrs verzichte und daß er sich Frelz' Besuche in seinem Hause fernershin verbiete. Eine Stunde nach Empfang dieses Briefes war die Senatorin zu ihrem Neffen gekommen und es hatte eine längere Auseinandersetzung zwischen beiden gegeben, die von Seiten der Dame sehr erregt, von dem Professor ruhig und kalt geführt wurde, und die damit endete, daß Frau Webedamp mit der Erklärung, von jetzt an sei zwischen ihrem Neffen und ihr das Licht zerhackt, halb ohnmächtig vor Wuth das Haus verließ.

Die Einzelheiten jener Auseinandersetzung hatte Frieda nicht erfahren. Obgleich es ihr leid that, indert die Ursache zu einem Zerwürfniß zwischen dem Professor und seinen nächsten Angehörigen gegeben zu haben, war ihr die Gewißheit, daß Frelz nicht mehr ins Haus kommen werde, doch eine große Erleichterung und Beruhigung. Auch daran dachte sie während dieses stillen Sommerages, dessen Stunden ihr langamer hinschlüpfen, als die der anderen Werttage.

Gleich nach dem Abendessen ging Frieda auf ihr Zimmer, um sich Hut und Handschuhe zu dem Gang auf den Fried-

hof zu holen. Als sie mit ihrem Kranz am Arm den Korridor entlang ging, trat zu ihrem Erschauen auch der Professor, zum Ausgehen bereit, an jeder Hand einen herrlichen Blumentanz, aus seinem Zimmer.

„Wollen Sie mich mitnehmen, Frieda?“ fragte er weich. „Sie wußten, daß Mutter's Geburtstag ist?“ fragte sie leise. „Sie dachten daran?“

„Den Tag vergesse ich nie!“ erwiderte er ernst. „Schweigend legten sie zusammen den weiten Weg nach dem außerhalb der Stadt gelegenen Friedhof zurück. Der Horizont erglühete bereits im Abendlicht, als beide am Ziele anlangten. Durch die Zweige der Cypressen brach der Schein und streute taufend lichte Rosen über die Hügel. Reintun und Reseden würgten die Luft mit ihrem süßen Dorn. Es war ein Gemälde und Genosse von goldenen und rothen Lichtern und von berauschenden Düften in dem Heim der Todten.“

Ein weißes Marmorkreuz nahm die Mitte der drei vereinigten Gräber ein, in denen Eusebius Langemann, Angelika und ihr Gatte im ewigen, traumlosen Schlaf ruhten. Neppiges Immergrün umrankte die Grabstätte, an den Ecken waren Centifolien gepflanzt und rechts und links vom Kreuz hingen wie große, leuchtende Kerzen hochstämmige Lilien empor, deren Düste gleich Wehrauchwolken über dieses friedlichen Friedeoller Totenruhe schwebten.

Frieda legte die Kränze auf die Gräber und kniete zu einem kurzen, andächtigen Gebet nieder.

Auch der Professor hatte den Hut abgezogen; still und ernst blickte er auf die blühenden Hügel und das betende Mädchen nieder. In diesen Minuten gehörten auch seine Gedanken ausschließlich dem Tode.

Dann erlosch das Abendroth am Horizont plötzlich, eine große weiße Wolke löste es hinweg, und die Lichtrosen auf den Gräbern verschwanden. Eine zarte, silberne Halbämmerung schwebte nieder und umhüllte Gräber und Kränze mit ihrem weichen, alle scharfen Konturen mildernden Nebel.

Frieda hatte sich erhoben; beinahe mechanisch, einer inneren Eingebung folgend, legte sie ihre Hand in die dargebotene des Professors.

„Ihre Mutter war mit einst sehr theuer, Frieda,“ sagte er leise. „Ich weiß es!“ entgegnete Frieda. „Sie wissen es?“ wiederholte er. „Woher, — seit wann?“

„Seit heute Morgen!“ antwortete sie; „ich habe das Tagebuch der Mutter gelesen.“

„Sie hinterließ ein Tagebuch?“ stieß er aus. „Sie nicht. Ich wußte es bisher nicht einmal; durch Zufall kam es mir in die Hände.“

Der Professor schweig eine Weile. „Sie zürnte mir?“ fragte er, wie träumend.

„Nein!“ sagte Frieda laut. „Ich will Ihnen die Blätter geben. Sie können sich dann selbst überzeugen, daß sie noch in ihren letzten Lebensjahren für Ihr Glück betete.“

„Für mein Glück!“ sprach er ihr nach. Er verflummte einige Minuten, dann zog er die Hand des Mädchens fester in die seine.

„Auf den Gräbern der Todten blühen Rosen. Warum sollten auch nicht auf dem Grabe der Vergangenheit noch einmal die Rosen des Glücks blühen?“ fragte er innig. „Frieda, hier an dieser gesegneten Stätte wage ich es, Dich zu fragen: Willst Du Deine frühlingfrische Jugend dem alternden Manne schenken? — Willst Du die Meinen werden, — mein Sonnenkind, — meine kleine, angebetete Frau?“

Frieda erwiderte nicht gleich etwas; ein Beben ging durch ihre zarte Gestalt; ein Schauer des Glückes überriefelte sie; ihre Augen standen voller Thränen, als sie lächelnd zu dem Geliebten aufblickte und ein freudiges „Ja!“ sprach.

„Die Todten haben für mich gebeten, sie weihen unseren Bund!“ sagte Gottfried Theodor leise, indem er seine junge Braut an sich zog.

Tiefe, tiefe Ruhe herrschte ringsum, stärker als zuvor dufteten die Lilien, in weiter Ferne sang ein Vogel sein Abendlied.

Hand in Hand verließen die Verlobten die Stätte des Friedens; erst als sie den Schatten des Kirchhofs hinter ihnen verflurten, brach die ganze jauchzende Seligkeit ihres jungen Glückes bei Weiden sich Bahn.

„Du hast für mich beim lieben Gott das große, das unbeschreiblich große Glück erbettelt, Mutter!“ stammelte Frieda, als sie spät Abends in ihrem Stübchen vor dem offenen Fenster stand und zu dem Sternenhimmel empor schaute. „Gabe Dank dafür!“ Und sie küßte das Ringlein, das ihr in Wahrheit ein glückspendender Talisman geworden war.

Gottfried Theodor aber wanderte noch lange in seinem Arbeitszimmer auf und nieder; das Glück in ihm, der innere Jubel ließ ihn nicht zu Ruhe kommen.

Sie hatten noch alle Vereinbarungen für die nächste Zukunft getroffen, bevor sie sich getrennt. Am nächsten Tage wollte Gottfried Theodor bereits das Aufgebot bestellen. Frieda wollte bis zur Vermählung zu einer Tante ihres Verlobten gehen, die in einer nahe Stadt in einem Stift wohnte und von

ihm unterstützt wurde. Da war sie gut aufgehoben für die kurze Zeit vor der Trennung, da die Stätte der Braut das Wohnen im Hause des Bräutigams nicht gestattet. Nur wenige Wochen, dann zog das große, berauschende Glück für immer in das alte Patriarchenhaus der Hansen, für immer, um nie mehr daraus zu weichen!

Mitternacht war längst vorüber, als der Professor sich auf die im Hintergrunde des Zimmers stehende Chaiselongue warf und mit halbgeschlossenen Augen weiter die leuchtenden Traumbilder des Glückes verfolgte, die in langsamem Zuge an seinem Geiste vorüber glitten.

Durch die offenen Fenster brach das Mondlicht und schuf in der stillen Vereinigung von milchweißen Lichtreflexen und dieser Dämmerung jene magische, geisthafte Beleuchtung, wie sie die Maler Hellbuntel nennen. Der Schreibtisch des Professors stand ganz im Lichte. Aus dem weichen, funkelnden Lichtglanz hob sich Angelika's Bild in scharfen Umrissen hervor; es schien zu leben, zu lächeln.

Gottfried Theodor mochte wohl eine Stunde auf der Chaiselongue gelegen haben, als er plötzlich ein Geräusch wie von schleichenden, nahenden Schritten unter dem Fenster zu vernehmen glaubte. Geräuschlos wandte er den Kopf nach der Fensterseite. In demselben Augenblick sah er von außen her einen Schatten herangleiten, der plötzlich unmerklich zu wachsen schien. Mit der Schnelligkeit des Blizes und mit beinahe unheimlicher, fadenartiger Behendigkeit schlang eine Gestalt sich durch das Fenster, — die Gestalt eines Mannes!

Das Erscheinen des nächsten Eindringlichen jagte zwar für einen Sekunden-Dauer einen Schreck durch die Adern des aus seiner Traumwelt so plötzlich erweckten Professors. Aber er war besonnen genug, sich zunächst nicht auf seinem Plage zu rühren. Bewegunglos verfolgte er mit den Blicken den ungebeten Gast, der, ohne den im Dunkel des Hintergrundes auf der Chaiselongue ruhenden Mann zu bemerken, mit leisen Schritten sich an den Schreibtisch schlich und vermittelst eines Stemmels die Platte desselben zu erblicken suchte.

Das polternde Geräusch eines umfüßigen Tischsches störte ihn bei seiner verberehrigen Thätigkeit.

Der Professor war aufgesprungen und mit einem Satz am Schreibtisch. „Noch ehe der Eindringler seiner Bestürzung Herr werden und sich zur Flucht wenden konnte, schloß er sich von zwei starken Armen schraubendartig umklammert und festgehalten.“

Voll fiel der Mondschein auf das blosse, verzerrte Gesicht des Verbrechers, aber kaum hatte der Professor die Züge des Mannes erkannt, als er ihn schreien ließ. „Frelz Webedamp!“ rief er, und seine Stimme drückte mehr schmerzliches Erschauen als Zorn und Empörung aus. „Frelz! So weit bist Du mit Dir gekommen! So tief bist Du gesunken! — zum gemeinen Dieb, zum Verbrecher!“

Er kam nicht weiter. Frelz Webedamp stürzte auf ihn ein und riß ihn durch die Gewalt des Anpralls zu Boden.

Ein kurzer, furchtbarer Kampf entspann sich zwischen den beiden Männern, ein Ringen auf Tod und Leben. Den Körperkräften des Professors war Frelz nicht gewachsen; schon schien er zu unterliegen, da gelang es ihm, eine Hand frei zu bekommen; in der nächsten Sekunde bligte ein Messer in seiner Hand, — ein Aufschrei, ein dumpfer Fall — er war Sieger.

Doch die Früchte seines blutigen Triumphes sollte er nicht ernten, denn in demselben Moment, wo die Klinge seines haarscharf geschliffenen Dolchmessers seinem Vetter in die Brust fuhr, wurde die Thür aufgerissen, und eine weiße, schlafte Gestalt flog durch das Mondlicht auf den regungslos am Boden hingestreckten Professor zu.

Es war Frieda. „Mörder!“ gellte es durch die nächtliche Stille. „Mörder! Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Unschinbert konnte der Verbrecher das Freie erreichen. In der ersten, furchtbarsten Verzweiflung achtete Frieda auf nicht anders als auf den anscheinend toten Geliebten. Aber nur Sekundenlang währte ihre Fassungslosigkeit, dann weckte der Gedanke, den geliebten Mann vielleicht noch retten zu können, ihre ganze Energie und Ueberlegung. Was zündete sie eine Lampe an und schellte nach dem Dienstmädchen, das gleich darauf herbeigekam und von ihr zu dem nächsten Arzt geschickt wurde.

Inzwischen versuchte Frieda, so viel sie konnte, die erste Hilfe zu leisten, indem sie dem Bewußtlosen die Brust entblöhte und die kleine, leicht blutende Wunde mit Wasser kühlte. Eine heiße, namenlose Angst preschte ihr das Herz zusammen. Wie, wenn nun keine Rettung mehr möglich war?

Frieda hatte vor lauter Glückseligkeit nicht schlafen können. Gegen ein Uhr war sie nochmals an's Fenster getreten, um es zu öffnen. Da hatte sie einen Menschen von der Straßenseite her über die Mauer klettern sehen, der hier, auf in gebückter Haltung durch den Garten schlich und sich in dieser Weise dem Hause näherte.

(Fortsetzung folgt.)